



Eleonore Frey
Aus der Luft
gegriffen

Ein Roman

Droschl

habe mir auch wirklich einen Wald gedacht, und hinter diesem Wald würde vielleicht die Unnatur bereits wieder anfangen: in Form von Autobahnen, Fernheizwerken, Kühltürmen ... Ganz in der Nähe dieser in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Wohnung, liest Helen Schnee weiter, sei die Endstation der Buslinie 7, die ins Zentrum führe, und damit nicht nur zu Helen Schnees Arbeitsplatz, sondern überallhin, wo ein Mieter je hinwollen könnte, wenn er nur am richtigen Ort aus- und dann vielleicht noch ein- oder zweimal umsteige ... in einen anderen Bus, in die U-Bahn, auch die gibt es in meiner Stadt ... Das ist's, sagt Helen Schnee so laut, dass sie sich unwillkürlich umdreht, um nachzuschauen, ob sonst noch jemand im Zimmer sei; ein Haus für mich allein, denkt sie, auch wenn es eigentlich kein Haus ist, und geht stracks in die Agentur in der Hoffnung, es habe ihr noch niemand das Objekt ihres Begehrens weggeschnappt. Wobei mir auffällt, dass Helen Schnee trotz ihrer luftigen Herkunft in solchen Dingen ungleich gewiefter ist als mein erdgeborener Sohn, der in der gleichen Lage zuerst einmal eine Woche wartete, bevor er Schritte unternahm, und da war die Wohnung vergeben, und er blieb halt, wo er war ... Nun: Helen Schnee war rasch genug. Noch am gleichen Abend spricht sie mit dem Agenten beim Besitzer des Wohnwagens vor. Der will es sich noch überlegen. Er ist ein Bauer. Bedächtig. Tut nichts unüberlegt, und wer weiß, was daraus wird, wenn er sich eine Frau vor die Türe setzt, die alleinstehend und noch ziemlich jung ist, mindestens im Abendlicht durchaus nicht hässlich ... Zurück im Hotel, sie hat vergessen, dass sie vor dem Schlafengehen noch etwas hätte essen sollen, legt sich Helen Schnee ins Bett und lässt an sich vorüberziehen, was sie bei der Besichtigung gesehen hat.

Fürs Erste einen Obstgarten, wie ihn, als ich ein Kind war, mein Großvater hatte; an den Ästen hängt da und dort ein fauler Apfel, die Stämme sind schwarz und nass. Dann folgt der Stall mit Misthaufen, gleich daneben ein paar Gemüse- und Blumenbeete, schon weitgehend kahl, und schließlich das Wohnhaus, das Dach mit einem hohen Giebel, auf den Längsseiten des Hauses tief herabgezogen, eigentlich müsste es Stroh sein, aber es ist ein vernünftiges Material, Eternit vielleicht ... Der Bauernhof also steht da mit seinem mächtigen Dach ... Helen Schnee fährt im Auto des Agenten und mit ihm dort vor. Vor dem Haus steht ein Brunnen. Ein Hund an einer langen Kette bellt, um den Besuch anzumelden. Wie nun der Bauer herauskommt, der Agent aus dem Auto springt und Helen Schnee hintennach, mustern der Bauer und Helen Schnee einander, als ob es nicht nur um einen Wohnwagen ginge, sondern um einen Bund fürs Leben ... Sie wollen den Wohnwagen mieten?, fragt der Bauer, nachdem sie sich begrüßt haben. Der Wohnwagen steht noch ein paar Schritte weiter, versteckt hinter einem Holunderbaum, auf den ich mich schon freue, wenn der dann blüht. – Versteckt hinter einem Holunderbaum steht also der Wagen im Gras, und hinter dem Baum, zwischen ihm und einer dichten Brombeerhecke, versteckt sich eine Schuttablage von ausgedienten Kühlschränken, leeren Benzinkanistern und Knäueln aus rostigem Stacheldraht, die mir in Erinnerung an Adrianas Aquarell und überhaupt zu denken gibt. Diese nicht unbedenklichen Anzeichen nimmt Helen Schnee vorerst aber nicht wahr. Wie ein Kind in Erwartung des Weihnachtsbaums sieht sie sich selber vor der um Tritthöhe vom Boden abgehobenen Türe des Wagens stehen, durch die sie sich nun zögernd hinein begibt in einen Raum, der – wie es im Inserat hieß – tatsächlich alles bietet, was man zum Leben braucht: Küche, Tisch, Stuhl, Bett. Ferner, hinter einer beinahe unsichtbaren Türe, die sie nun vorsichtig öffnet, ein kleines Badezimmer, das

ebenfalls alles bietet, was man braucht, und sogar noch mehr, wenn man bedenkt, dass draußen die große, weite Natur liegt mit einem Bach zum sich Waschen, einem Teich zum sich Bepiegeln, einem Wald für die Notdurft und einer Sonne, einem Wind zum Haaretrocknen: Ein Bild folgt dem andern, wie Helen Schnee sich jetzt in ihrem Hotelbett zudeckt bis zum Kinn und sich fragt, ob das Bett im Wohnwagen wohl lang genug sei und der ganze Raum zum Leben nicht zu eng. Dass nur dann ein allfälliger Besuch im Wagen Platz hat, wenn sie sich aufs Bett setzt, fällt ihr ein, und er sich neben sie oder auf einen der Schemel, die zusammengeklappt über dem Tisch an der Wand hängen. Weiß gesprenkelte Wände, silberne Fensterrahmen. Eine graubraune Wolldecke: Armeebestand, hat der Bauer gesagt. Rot-blaugelb karierte Vorhänge – hell und freundlich, wie es im Inserat hieß; auch der sogar im Wagen noch spürbare Geruch nach Landwirtschaft hat ihre Begeisterung nicht gedämpft ... Ob die etwas zu tun hat damit, dass sie mitsamt der Wohnung, in der sie eine Bleibe zu finden hofft, jederzeit wegfahren könnte, falls sie hier doch nicht bleiben möchte – dass sie also gleich wieder ausklinken könnte, sobald sie auch nur einen ersten Versuch gemacht hat, sich einzuklinken, wie man fälschlicherweise im Hinblick auf die doch im wesentlichen nicht mechanisch funktionierenden Lebensläufe so leichtfertig sagt?

Die Bilder verschwimmen. Helen Schnee versucht, sich am einen, am andern festzuhalten – am Holunderbaum, am Gesicht des Bauern, das ihr gefällt und nicht. Sie schläft ein. Träumt, dass sie vom Himmel fällt, mit bloßen Füßen im Stacheldraht landet, sich mit Mühe befreit und dann noch einmal hängen bleibt und sich nicht losmachen kann, bis sie schließlich zerkratzt und blutend ins Gras beißt. Was im übrigen keineswegs heißen soll, dass sie sterben muss, wenn auch der Ausdruck davon herkommt, dass die Köpfe der Geköpften ins Gras gebissen haben sollen, wenn sie tot und doch noch nicht ganz tot in die Wiese fielen. Ob ich ihr raten soll, nach diesem schlechten Traum eine andere Wohnung zu suchen, muss ich mich gar nicht erst fragen. Denn Helen Schnee ist der Traum entwischt oder sie ihm, bevor sie noch aus dem Bett gesprungen ist, um das Fenster zu schließen und den Lärm auszusperren, der von draußen hereinkommt; so laut, dass kein Mensch mehr schlafen kann, und sei er, sei sie noch so müde vom vergangenen Tag. Dort, draußen auf dem Platz, stehen ein paar Männer, die lichtscheu sind und Gesindel, wie die sie nennen, die bei ihren ehrlicheren oder vielleicht auch nur unauffälligeren Geschäften vom hellen Tag nichts zu fürchten haben. Was aber Helen Schnee nicht weiß. Und auch nicht, was sich da tut, wie nun einer von ihnen einer Frau, die vorbeikommt, einen Plastiksack überreicht und sie ihm einen andern, und blitzschnell ist der Handel vorbei, die Männer schwatzen, lachen weiter unter Helen Schnees Fenster, während die Frau zur nächsten Toilette rennt, um sich dort den längst fälligen Schuss zu setzen ... Nein, Harry Hotz ist nicht dabei, stellt Helen Schnee fest. Obwohl er seiner Erscheinung nach nicht schlecht zu den andern passen würde ... Wie sie aber später selber sehen wird, ist Harry Hotz jedoch weder arbeitsscheu, noch ein Krimineller. Sein Geschäft ist das Betteln; zu festen Zeiten immer an der gleichen Ecke, den Hut auf dem Boden und er an die Wand gelehnt, weil ihm das lange Stillstehen schwer fällt ... Und dort bleibt er, bis es reicht, und für den Rest des Tages denkt er nach und sucht das Gespräch, wenn er allein mit seinem Nachdenken nicht zurechtkommt ... Es ist noch zu früh um aufzustehen, sagt sich Helen Schnee. Auch wenn sie Hunger hat, auch wenn sie keine Ruhe hat, bis ihr der Vertrag mit dem Bauern sicher ist und damit ihr Heim: Sie muss warten. Muss sich gedulden. Zählt die Risse an der Decke, was sie auf den

Gedanken bringt, dass einem, statt dass man unter einer nicht unbeträchtlichen Gefährdung seiner Person vom Himmel fällt, auch einmal das sogenannte Dach über dem Kopf auf den Kopf fallen könnte. Das wäre in einem Wohnwagen weniger bedenklich als in diesem Hotel, sagt sie sich; in diesem soliden Steinbau, wo über ihr noch vier weitere Etagen sind und alle Betten übereinander, wie auch die eins mit dem andern identischen Bilder, die jeweils am Kopfende des Bettes hängen, was ich weiß, weil ich auch schon in dem betreffenden Hotel war und den nächtlichen Betrieb vor dem Fenster mit eigenen Augen beobachtet habe. Es würde dann ein Bett ins andere stürzen, stellt Helen Schnee sich vor, wie sie so daliegt und wartet, bis es Zeit ist. Und ihres zuunterst ... Beinahe wäre sie noch einmal eingeschlafen.

Helen Schnee also: Wie sie sich genug geduldet hat, steht sie auf, zieht sich an und wäscht sich. Obwohl es das erste Mal ist, dass sie diese Übungen auf festem Boden vollzieht, gelingen sie ihr ohne weiteres, und wenn sie nun frühstücken geht, ist das nicht nur ein Ritual, sondern eine Notwendigkeit. Sie hat Hunger. – Frühstücken also, bevor sie sich dann auf den Weg zum Bauern macht: allein jetzt, denn sie muss lernen, auf eigenen Füßen nicht nur zu stehen, sondern auch vorwärts zu kommen. Wie es ihr der Agent erklärt hat, geht sie über den großen Platz zum Bahnhof. Am Rand des Springbrunnens sitzen so früh nur ein paar Tauben, die auffliegen, als Helen Schnee vorbeikommt, und sich dann gleich wieder niederlassen. Wie es ihr der Agent erklärt hat, geht sie dann auf ein solide ummauertes Loch zu, das sich bei der Einmündung einer Seitenstraße im Boden öffnet. Nicht nur sie, sondern Scharen von Menschen zieht es dorthin, zieht es hinab. Helen Schnee lässt sich mitziehen, drängen, stoßen. Kommt zu einem Ort, wo sich der Fluss staut. Dort steht, wie sie dann sieht, eine Sperre, die sie mit einer der Fahrkarten öffnen kann, die ihr das Missing Link zugesteckt hat. Fürsorglich, denkt Helen Schnee und ist dankbar. Und ich: Ach wo, die Rechnung wird nicht ausbleiben, denke ich. Während Helen Schnee längst weitergegangen ist durch Gänge, die man verstehen kann als bemalt oder verschmiert, je nachdem, wie man die Flecken, Striemen, Linien bewertet, mit denen sie garniert sind. Vorbei an Bettlern dann, von denen einige Musik machen, um zu einer Gabe zu kommen, einige auch nicht. Nein, Harry Hotz ist nicht dabei. Der bettelt in einem anderen Quartier und vor allem an der frischen Luft, an der ihm liegt, auch wenn sie – wie heute – kühl und feucht ist. Inzwischen ist Helen Schnee auf dem Perron angelangt, wo auch schon ein Zug herandonnert, die Türen öffnet, Menschen ausgießt und dann noch mehr, als er entlassen hat, in sich aufnimmt ... Nein, Helen Schnee ist nicht bei den Glücklichen, die es geschafft haben. Sie hat sich zurückdrängen lassen und muss jetzt auf den nächsten Zug warten: Das soll mir nicht noch einmal passieren, sagt sie sich, womit sie aus einer vorübergehenden Verirrung in die Mutlosigkeit heraus- und wieder in die Topform hineinfindet, in der sie zur Welt kam. Ich bin froh darüber: Das hat sie von mir übernommen, dass sie sich aus übertriebenem Anstand nicht rechtzeitig gewehrt hat, denke ich, und dass es nötig ist, dass Helen Schnee sich diese dem Fortkommen hinderlichen Manieren wieder abgewöhnt.

Um Helen Schnees Ungeduld entgegenzukommen, nehme ich an, die Reise sei im Nu vergangen. Nachdem Helen Schnee von der U-Bahn in den bereits erwähnten Bus umgestiegen und bis zum zwar mit einem Schild bezeichneten, eigentlich aber nicht sichtbaren Stadtrand gefahren ist, muss sie nur noch durch den von mir im Hinblick auf

dieses und jenes sorgfältig geplanten Wald hindurchgehen, um zu dem von der Endstation aus bequem zu Fuß zu erreichenden Bauernhof zu gelangen. Der Hund bellt, der Bauer kommt heraus und bittet sie hinein in seine Küche. Für eine Tasse Kaffee, wie er sagt. Das ist ein gutes Zeichen, weiß Helen Schnee. So viel hat sie bereits gelernt von den Gepflogenheiten der hier Ansässigen: dass man sich nicht ohne Not an einen Tisch setzt mit jemandem, der einem nicht behagt. Haben Sie es sich überlegt?, fragt der Bauer, nachdem er sie mit Kaffee versorgt hat. Ja, sagt Helen Schnee. Dann also zu den Bedingungen, geht es weiter; im gleichen Muster wie beim offenen Ohr, worauf von Mietzins, Heizungskosten und dergleichen die Rede ist. Und Helen Schnee, verlegen – da sie nicht weiß, ob es mit ihrer Anstellung beim offenen Ohr klappt und wie viel der Unterhalt eines mehr oder weniger bloßen Lebens kostet, kann sie auch nicht beurteilen, ob das Geld reichen wird, wenn sie dann einmal ihren doch allmählich schwindenden Notgroschen aufgezehrt hat: Was solls, denkt sie. Fürs Erste habe ich genug, sagt sie sich. Will unterschreiben. Der Bauer aber: Halt, nicht so rasch, sagt er, der noch wissen will, ob sie Anhang habe. Oder Haustiere ... Wie bitte?, fragt Helen Schnee, denn Anhang ist ein Wort, das sie nicht versteht, wo ihr ja sichtlich nichts anhängt. Ein Kind zum Beispiel, sagt der Bauer. Oder ... Worauf Helen Schnee Lilis Bild hervornimmt, anschaut, ihm zeigt: Es ist gestorben, sagt sie. Und sein Vater?, fragt der Bauer. Weiß nicht, sagt Helen Schnee. Hunde und andere Haustiere haben Sie auch nicht?, fragt der Bauer. Und dann, als Helen Schnee den Kopf schüttelt: Gut, sagt er. Unterschreibt den Vertrag. Reicht ihn ihr über den Tisch hinüber. Das ist ein Brückenschlag, denkt Helen Schnee, die das Wort in der Zeitung gelesen und sehr schön gefunden hat. Sie unterschreibt ihrerseits, obwohl sie das eine unnötige Maßnahme findet, wo man sich ja jeden Tag sehen wird und miteinander reden kann, wenn etwas Missliebiges vorfällt. Worauf sie den Schlüssel bekommt und einziehen kann, wann sie will. Gern hätte sie noch erfahren, wozu der Bauer den Wohnwagen gebraucht hat, warum er ihn jetzt nicht mehr braucht und überhaupt: was er denkt und nicht sagt, möchte sie gern wissen. Ob er eine Familie hat, und falls nicht, wer ihm das Bett macht, das Frühstück kocht und so weiter – was immer es in einem hiesigen Alltag zu tun gibt. Das erfährt sie bei dieser Gelegenheit noch nicht. Wird es aber bald herausgefunden haben, naseweis wie sie ist. Den Bauer habe ich in Verdacht, dass er nur darum vor Abschluss des Vertrags nach Helen Schnees Anhang gefragt hat, weil ihm klar war, dass er später nicht mehr so gradheraus würde fragen können. Er hätte ihr den Wohnwagen auf jeden Fall vermietet. Denn sie gefällt ihm irgendwie. Auch jetzt bei Tageslicht. Pass auf!, sagt er sich. Er will sich nicht binden, wie man das nennt, nicht einmal einen kleinen Finger geben, wo ja der Teufel dann bekanntlich die ganze Hand nimmt.

Noch heute will Helen Schnee einziehen. Bevor sie ins Hotel geht, um ihre Sachen zu holen, setzt sie sich noch einmal auf dem großen Platz ins Café und schaut dem Treiben zu, in dem weder Schneeflocken noch Masken, dafür aber eine beträchtliche Anzahl von Schulkindern sich tummeln – nicht wüst, nicht wirr, auch nicht ausgelassen, sondern eher ameisenhaft emsig darauf bedacht, sich an einer der Fressbuden, die an den Rändern des Platzes stehen, etwas zum Essen zu beschaffen. Offensichtlich gibt nicht die jeweilige Nähe der Bude den Ausschlag für die Wahl, sondern die Frage, ob Wurst oder Pizza, stellt Helen Schnee fest. Dazu Coca-Cola oder Brunnenwasser. Die, die haben, was sie wollen, setzen sich auf den Rand des Springbrunnens oder irgendwohin. Oder sie verduften in eine

der Straßen, die vom Platz wegführen, oder sie folgen denen, die ohne Essen in dem Loch verschwunden sind, über das sich Helen Schnee bereits nicht mehr wundert. Denn sein Gebrauch ist ihr vertraut. Sie selber setzt sich ins Café und stärkt sich für das, was ihr bevorsteht. Wie Harry Hotz an ihren Tisch tritt, bemerkt sie ihn nicht nur, sondern sie lädt ihn auch gleich ein, Platz zu nehmen. Was heißt, dass sie über die hiesigen Sitten doch noch nicht ganz Bescheid weiß. Aber die soll sie sich auch nicht in jedem Fall zum Vorbild nehmen, wo sie die nicht hoch genug zu schätzende Möglichkeit hat, ein Leben neu anzufangen; beinahe von Grund auf ... Ja gern, sagt Harry Hotz und bestellt ein Bier. Helen Schnee will auch eins. Es schmeckt ihr nicht. Wisch den Schaum aus dem Gesicht, sagt Harry Hotz. Was hast du jetzt vor?, fragt er sie. Sie erzählt ihm vom Wohnwagen, vom Bauernhof, von ihrer Arbeit. Du willst also eine Sesshafte werden, sagt er nachdenklich. Auch wenn deine Wohnung Räder hat, wirst du wohl doch für längere Zeit dort bleiben ... Ist das schlecht?, fragt Helen Schnee. Je nachdem, sagt Harry Hotz, womit er mich an einen Freund, er wohnt in New York, erinnert, der immer, wenn man ihn etwas fragt, zur Antwort gibt: It depends. Und dann stockt das Gespräch und die Frage bleibt ebenso wie die Antwort, die keine ist, in der Luft hängen, und es ist keiner von uns auch nur einen Schritt weitergekommen. Möchte man meinen. Aber auch das ist so oder anders, je nachdem, wie man es betrachtet, denn es ist unterdessen Zeit vergangen, die Erde hat sich ein Stück weiter gedreht ... Wo sind wir?, möchte ich gern einmal in einer solchen Situation meinen Freund fragen. Er ist ein Künstler, der mit einem allerfeinsten Filzstift unsäglich zarte, manchmal vielleicht mit Ahornsamen zu vergleichende Gebilde zeichnet, die von links oben auf ein je nachdem grau, gelb oder bräunlich getöntes Blatt Papier fallen ... It depends, würde er dann sagen wie immer, wenn sich ihm eine einzig richtige Antwort nicht zwingend aufdrängt. Wie soll er wissen, ob ich die Stadt, den Staat, den Kontinent oder die Position im Weltall meine? Harry Hotz also soll sein wie mein Freund aus New York, habe ich beschlossen. Ob man das darf, einen Freund so in einen Roman verschleppen, dass ihn jeder erkennt, der ihm im Leben je begegnet ist? Je nachdem, ist die einzige Antwort, die ich da geben kann. Nämlich wie mans macht. Ziemlich sicher bin ich jedoch, dass Harry Hotz, auch wenn er das nie zugeben würde, für Helen Schnee sehr viel übrig hat, und dass sie gut daran tut, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, wie man sagt, wenn man meint, dass man jederzeit darüber informiert sein möchte, wo man jemanden finden kann, wenn man ihn braucht.